

Das Entstehen einer neuen Heilmittellehre, I

Samuel Hahnemann

Konsequenz. Im Jahre 1847 erschien in der Zeitschrift »Hygea« ein Artikel eines Mannes, der etwa 25 Jahre zuvor vom Rektor der Leipziger Universität beauftragt worden war, ein Buch gegen einen gewissen Samuel Hahnemann und dessen von diesem begründete neue Heilmethode zu schreiben. Konstantin Hering, so hieß dieser junge, viel versprechende Student der Leipziger Medizinuniversität, begann sich notgedrungen mit dem Autor dieser neuen Heilmethode auseinander zu setzen, begann eigene Experimente und wurde – sehr zum Ärger und Missvergnügen seines Auftraggebers – ein überzeugter und glühender Anhänger eben dieses neuen Heilungsweges. Wie Hering mag es auch so manchem Naturwissenschaftler ergangen sein, der sich im Zuge seiner Befassung mit der Homöopathie vom »Saulus zum Paulus« wandelte.

DR. MED. GERHARD RESCH

Nachdem er in jungen Jahren nach Amerika gekommen war, half *Hering* diese Methode in den Vereinigten Staaten von Nordamerika zu etablieren und sorgte durch seine Forschungs- und Lehrtätigkeit für ein Aufblühen der Homöopathie. In dem anfangs erwähnten Artikel, der den Namen »Requisites to a correct estimate of Hahnemann« trug, beschreibt er dessen Voraussetzungen, deren Kenntnis es erst ermöglicht, dem Charakter *Hahnemanns* gerecht zu werden und ihn richtig einzuschätzen.

Auch das Ziel dieses Beitrags ist es, die außergewöhnlichen geistigen Eigenschaften, die besonderen Fähigkeiten und einen ungewöhnlichen Lebensweg in groben Zügen nachzuzeichnen, um die einmalige Konstellation von Licht und Schatten in *Hahnemanns* Leben begreifen zu lernen, die es diesem Mann erlaubte, gegen den Zeitgeist, gegen heftigste Opposition und Gegnerschaft, gegen das Elend seiner Zeit und gegen Missgunst und Unverständnis eine medizinische Methode nicht nur zu entdecken, sie nicht nur in allen wichtigen Grundvoraussetzungen zu entwickeln, sondern sie in seinen letzten Lebensjahren weitgehend zu vollenden.

Biographisches

In der Nacht vom zehnten zum elften April des Jahres 1755 wurde *Christian Gottfried*

Hahnemann und seiner Frau *Johanna* ein zweiter Sohn geboren. Seine Geburt kurz vor Mitternacht sollte in den späteren Jahren des öfteren Zweifel an seinem exakten Geburtsdatum aufkommen lassen. Doch *Christian Friedrich Samuel*, wie dieser Bub am 13. April, also keine drei Tage später, getauft wurde, beharrte Zeit seines Lebens auf dem 10. April als seinem Geburtstag. Um Verwechslungen mit dem ersten Vornamen des Vaters möglichst zu vermeiden, wurde er *Samuel* gerufen, und so sollte dieses Kind in seinem späteren Leben auch als »*Samuel Hahnemann*« in die Geschichte eingehen.

Begabt

Der Vater, ein Künstler, Porzellanmaler in der Meißener Manufaktur, hatte nach dem Zeugnis seines Sohnes „nie Wissenschaft betrieben, aber die gesündesten, selbst gefundenen Begriffe von dem, was gut und dem Menschen würdig genannt werden kann“. Sein Vater, der die großen Begabungen des kleinen *Samuel* schon sehr früh erkannt haben dürfte, erzog ihn mehr durch sein Beispiel als durch viele Worte. Nach Zeitzeugen soll er aber seinem Sohn Denkaufgaben gegeben haben, welche er, bevor er sein Zimmer wieder verlassen durfte, vollständig gelöst haben musste. Durch diese sehr frühe Formung seines Charakters entwickelte der Vater in dem jungen *Samuel* jene innere Konsequenz, die es ihm im späteren Leben erlauben sollte, eine einmal eingeschlagene Richtung im Han-



„Der wahre Arzt, dem die Vervollkommnung seiner Kunst am Herzen liegt, kann keine andern Nachrichten von Arzneien brauchen, als: Erstens: welche reine Wirkung bringt eine jede vor sich in dem menschlichen Körper hervor? Zweitens: was lehren die Beobachtungen ihrer Wirkung in dieser oder jener, einfachen oder verwickelten Krankheit?“

Aus *Hufelands Journal der praktischen Arzneikunde*, 1796*

deln und Denken bis zur letzten Konsequenz beizubehalten.

Dabei war *Hahnemann* ein sehr zartes, physisch schwaches Kind, das das künstlerische Talent seiner väterlichen Vorfahren geerbt hatte. Von Anfang an war er lernbegierig, fleißig und wurde von beiden Elternteilen früh gefördert. In seinem gutbürgerlichen Elternhaus herrschten, wie damals allgemein üblich, hohe moralische Ansprüche, Fleiß, Einfachheit, Nüchternheit, Ordnung und Frömmigkeit. Protestantisch getauft und erzogen, behielt er Zeit seines Lebens eine Gottgläubigkeit bei, wie sich aus zahlreichen Bemerkungen in seinen Schriften nachweisen lässt. Wie viele Protestanten tendierte er im späteren Lebensabschnitt zu einem religiösen Freidenkertum. Diesen Deismus teilte er mit vielen Zeitgenossen (*Voltaire*, *Rousseau*).

Schon früh entdeckte er die Schönheiten seiner sächsischen Heimat und durchstreifte die Täler und Hügel, um botanische Selbststudien zu betreiben. Der damals tobende Siebenjährige Krieg zwischen Preußen und Österreich (1756–1763) brachte viel Angst, Not und Leid. So wurde auch die Meißener Manufaktur geplündert, was in der Folge schwere wirtschaftliche Probleme in der ganzen Region und auch für die Familie *Hahnemann* zur Folge hatte.

Harte Zeiten

Als sein um ein Jahr älterer Bruder mit sieben Jahren starb, wurde er plötzlich als nun

* zit. in *Hahnemann*, Kleine medizinische Schriften, Haug Verlag 1971 (Faksimile-Ausgabe)



BILDERMALUNG: MAG. ART. DORIS FRASS-HECKERMANN

ältester Sohn mit Verantwortungen konfrontiert, die, aus der damaligen Notlage heraus verständlich, auch bedeuteten, dass er arbeiten gehen musste, um zum Familieneinkommen beizutragen. Sein Vater nahm ihn deshalb des öfteren aus der Schule heraus, was seine frühe schulische Erziehung mehrmals unterbrach.

Bis zu seinem 15. Lebensjahr besuchte er (fallweise) die städtische Elementarschule. Seine Lehrer erkannten sehr früh seine außergewöhnlichen Begabungen und Fähigkeiten und erließen ihm jede Form von Schulgeld, so dass seine Abwesenheit seltener wurde. Einer dieser Lehrer, *Mag. Johann Müller*, ein bedeutender Philologe seiner Zeit, bevorzugte dieses hochbegabte Kind und gab ihm zusätzlichen Privatunterricht. In weiterer Folge ermöglichte er dem zwölfjährigen *Samuel*, seine Mitschüler in die Anfangsgründe des Altgriechischen einzuführen. Später bekannte *Hahnemann*: „Magister Müller liebte mich wie sein eigenes Kind....ich schulde ihm ein großes Maß an Dankbarkeit, denn in Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit konnten ihm nur wenige gleichkommen“. Diese harten und strengen, doch glücklichen Jahre seiner frühen Kindheit, seine ersten familiären und schulischen Lehrjahre, haben in *Hahnemann* starke moralische Werte und eine tiefe Gottesliebe entwickeln lassen, welche ihm noch sehr gute Dienste in den schweren Prüfungen seines späteren, turbulenten und unsteten Lebens leisten sollten.

Ab seinem 15. Lebensjahr wurde er wegen seines großen Fleißes und seiner ungewöhnlichen Begabungen ohne Schulgeld und mit vielen weiteren Privilegien in die Fürstenschule St. Afra aufgenommen. In der Abschiedsveranstaltung zur Feier des Schulabschlusses seines Jahrgangs trug er eine von ihm selbst verfasste lateinische Abhandlung vor, in der er die Zweckmäßigkeit der menschlichen Hand zu Ehren des Schöpfers pries.

Als zweiten Teil seiner »Valediction« trug er noch eine französische Ode vor, in der er Gott, dem Kurfürsten, seinen Lehrern, Eltern und Mitschülern dankte. Damit nahm er in geradezu prophetischer Weise seinen Lebensweg vorweg, der ihn durch die Mühen der Erarbeitung finaler Erkenntnisse in der Medizin – Ergebnis: Homöopathische Medizin – bis zu seinem letzten beglückenden Lebensabschnitt in Paris führen sollte.

Studien und Sprachen

Hahnemann begann, nahezu mittellos, sein Studium der Medizin in Leipzig. Auch hier wurden ihm bei allen Professoren freie Kollegien gewährt, doch besuchte er nur diejenigen Lehrstunden, welche ihm am zweckmäßigsten erschienen, las unermüdet, allerdings „immer nur das Beste“ und so viel er „verdauen“ konnte. Schon damals bestritt er seinen Lebensunterhalt durch Übersetzungen und Sprachunterricht. Da es in Leipzig für die angehenden

Mediziner nur theoretischen Unterricht gab – der Universität war kein Spital angeschlossen –, übersiedelte er nach Wien zu *Prof. von Quarin*, dem „großen praktischen Genie“, dem er es verdankte, „was Arzt an ihm genannt werden kann“. Doch nach einem dreiviertel Jahr, in dem er in einem ungewöhnlichen Naheverhältnis zu seinem geliebten Lehrer gestanden war – als ob er „der Einzige und Erste seiner Schüler in Wien und mehr noch gewesen wäre, und alles dies, ohne je Vergeltung von ihm erwarten zu können;“ er war auch „der Einzige, den er je zu seinen Privatkranken mit sich nahm“ –, geriet er ohne eigene Schuld in finanzielle Schwierigkeiten. *Von Quarin* kam ihm auch hier zur Hilfe indem er ihn zu einem reichen Baron (*von Bruckenthal*) vermittelte, der in Hermannstadt eine große Bibliothek und Münzensammlung besaß, die *Hahnemann* ordnen sollte. In dieser siebenbürgischen Stadt konnte er auch frei praktizieren und daneben „noch einige andere nöthige Sprachen (und) Nebenwissenschaften, die noch zu fehlen schienen“ erwerben. Hier konnte er auch „die hartnäckigen Wechselfieber“ studieren, an denen er auch selbst erkrankte und deren intime Kenntnis später einen nicht unwichtigen Beitrag zur Entdeckung der Homöopathie leisten sollte.

Als er genug Geld für sein weiteres Studium beisammen hatte, ging er 1779 nach Erlangen, wo er nach einem weiteren, besonders der Kräuterkunde gewidmeten Se-

mester, über die Ursachen und die Behandlung von Krampfstörungen promovierte - „*Conspectus affectuum spasmodicorum aetiologicalus et therapeuticus*“. Während des Aufenthaltes in Erlangen bekam er ein Rezidiv von Quartanfieber, das er durch eine Gabe von ca. »6 Quentchen« Chinaextrakt. (auch hier wieder eine seltsame Fügung sichtbar) wieder loswurde.

Von Erlangen ging *Hahnemann* als praktischer Arzt nach Hellstädt, wo es ihm aber „zu eng“ war. Es war ihm hier „unmöglich, Inneres und Äußeres zu erweitern“, so dass es ihn zuerst nach Dessau und kurze Zeit später nach Gommern führte. In diesen beiden Orten fand er „einen besseren Umgang und eine erweiterte Kenntnispflege“ vor. Hier widmete er sich bereits der Chemie und nahm „kleine Reisen für die Berg- und Hüttenkunde“ vor. Seine Chemiestudien in Dessau brachten ihn viel mit einem Apotheker *Häseler* zusammen, dessen Stieftochter *Hahnemann* Ende 1782 heiraten sollte.

Aus Natur und Erfahrung

Wie sehr *Hahnemann* schon am Anfang seiner medizinischen Laufbahn in seinen Überlegungen und Betrachtungen zu den einzelnen Fragen und Aspekten der praktischen Medizin ein umfassendes Verständnis der gesamtmedizinischen Problematik erkennen ließ, vermag uns bereits seine erste medizinische Veröffentlichung – „Über ein katarrhalisches Faulfieber beobachtet vom August 1780 bis Anfang Februar 1781“ in: *Krebs* – » Beobachtungen 1287« – deutlich zu machen.

„Die Natur der ansteckenden Krankheiten ist so dunkel und in ihren geheimen Ursachen und Entstehungsarten so unerforschbar, dass der unermüdetste Fleiß philosophischer Beobachter sich noch Jahrhunderte wird anstrengen müssen, um nur ein klein wenig Licht über diese dunkle Materie zu verbreiten“.

Im Weiteren finden wir in diesem Aufsatz noch interessante Ansätze, die einiges vor-

wegzunehmen scheinen.

Angesichts der vielen „befremdlichen Erscheinungen“ bei Epidemien – wie etwa dass die „ansteckende Ruhr“ oft „die Kränklichsten verschont“ – ruft *Hahnemann* dazu auf, das „Wesentliche jeder dieser Krankheiten vom Zufälligen zu trennen“. „Lasst uns den Fußstapfen eines Hippokrates, Aretäus, Sydenham, Sarcone, Lautter, Cleksborn, Huxhams und Degners nachfolgen und Natur und Erfahrung zu Wegweiserinnen nehmen.“ Nur wenige Vertreter der medizinischen Welt haben diese Maxime, nämlich aus Natur und Erfahrung zu lernen, so konsequent durchgehalten, wie *Hahnemann* dies bis in sein Sterbejahr tat. Weiters merkt *Hahnemann* an, dass er selbst „zu wagen behauptete, daß Epidemien in ihren Anfängen größtentheils leicht zu unterdrückende Krankheiten einzelner Personen sind, die nur durch Nachlässigkeit und Unwissenheit zu einem allgemeinen Würgeengel ausarten“. Das Wesen der Ansteckung sei wie ein „Saame, auf einen Acker gefallen“. Noch befürwortet *Hahnemann* die üblichen Brech- und Abführmittel, lehnt aber weitere schwächende Behandlungen wie »Kanthariden« und »Senfpflaster« ab – „Schmerzen verschwenden die Lebensgeister, wovon ich bei meinen Kranken nicht gerne einen Athem entbehren wollte“.

In dieser kurzen Arbeit finden wir aber auch schon chemisch-pathophysiologische Überlegungen und eine Warnung, nicht jedes Phänomen, welches bei einer Epidemie beobachtet wird, wie z. B. Abgang von Würmern, bereits vorschnell als »Ursache der ganzen Krankheit« zu behaupten, wie dies »halbsichtiger Aerzte« tun.

Zur »Heilart von Geschwüren«

Noch in Gommern, wo er 2 3/4 Jahre verbrachte, schrieb er sein erstes Buch „Anleitung alte Schäden und faule Geschwüre gründlich zu heilen“ Leipzig 1784. Dieses Buch ist nicht nur deshalb so interessant, weil es uns einen jungen Arzt vorstellt, der sich bereits als so weit erfahren zeigt, dass er es wagt, seinen Kollegen eine Anleitung zur Behandlung eines damals weit verbreiteten und schwer zu beherrschenden Krankheitsübels anzubieten, sondern weil uns der Autor hier auch Einsicht in seine eigenen frühen Erfahrungen in Transsylvanien erlaubt, und vor allem, weil er uns hier seine Einstellung zur Volksmedizin, zur Empirie im Allgemeinen, zur Polypragmasie, zur Individualität jedes einzelnen Krankheitsfalles – alles Fragen, die in seiner später von ihm gefundenen neuen Heilmethode noch eine große Rolle spielen

sollten – zu erkennen gibt. So schreibt er von einer Patientin aus Hermannstadt, welche er 16 Wochen vergeblich gegen ein Fußgeschwür behandelt hatte „In der festen Schulmeinung, daß innere und äußere Heilmittel das Wesen und die Seele aller Genesung ausmache“ habe er „alles getan, was man von der Kunst erheischen könne“ Nachdem er »schamroth« die „entkräftete, in keinem Stücke gebesserte Patientin verließ“, gab ihr „ein mitleidiger Bauer den Rath aus alter Erfahrung“ täglich mehrmals in einem Fluss zu baden, worauf sie „bald vollkommen genesen“ war. Ebenso beobachtete er auch „einen alten berühmten Schäfer geglühtes, abgeläschtes und feingepülvertes weißes Glas in eine Wunde einstreuen.“ „Dieses Mittel wirkte einfach mechanisch und erreichte seinen Endzweck“. *Hahnemann* „gesteht auch, dass Viehärzte größtentheils glücklicher; das ist, geschickter in Heilung alter Wunden sind, als oft der schulgerechteste Professor und Mitglied aller Akademien“.

„Man schreie nicht, dies sei bloße Empirie, ich wünsche mir ihre handwerklichen Kunstgriffe zu besitzen, die sich auf Erfahrung gründen, die ich gerne gegen verschiedene medizinische Folianten eintauschen möchte“. „Ferne aber sei es auf der anderen Seite von mir, hieraus allgemeine Verhaltensregeln für mich zu ziehn, und geläuterte Theorie der Arzneikunde und Versuche und Erfahrungen berühmter und rechtschaffener Männer gestützt, unvernünftiger Pfluschery unterzuordnen. Ich kenne beider Gränzen“.

Weiters schreibt er, dass „die Natur sehr einfach in ihren Bedürfnissen ist, wenn man sie ihr nur darbietet“ Daher drängt auch er „auf die Vereinfachung der Heilart bei alten Geschwüren“, und er versucht daher bei seinen Behandlungen, diese für seine Patienten „sowenig sauer wie möglich zu machen, ihnen eine möglichst leichte Last aufzuerlegen“.

Des Weiteren empfiehlt er seine „stärkende Kurart“, bestehend aus einer „kräftigenden Diät, gesunde Luft und Bewegung nebst Aufheiterung des Gemüths Reinlichkeit, kalte Bäder, innerlich stärkende Mittel“. Ihre „Gründlichkeit, Einfachheit, Leichtigkeit“ lässt sich aber nur mit „pünktlichster Folgsamkeit“ der Patienten erreichen. „Ohne diese Tugend ist ebenso wenig auszurichten, wie bei der Verfertigung einer Uhr durch die richtigsten gearbeiteten Rädern, aber ohne zweckmäßige Zusammensetzung“. Nahrung und Bewegung sind für *Hahnemann* „das nothwendige Bedürfnis der thierischen Maschine“. „Bewegung ist die Seele aller körperlichen Gesundheit, nur durch sie wird das Triebwerk der thierischen Maschine aufgezogen“; „keine Gesundheit ohne Bewegung“; „Stärkung des Körpers ohne Bewegung lässt sich nicht denken“.

In der Tradition Descartes

Diese Zitate, die sich fast beliebig vermehren ließen, zeigen uns hier zwei wesentliche Aspekte für die Beurteilung des jungen *Hahnemann*: Zum einen seine umfassende



Homöopathie - Karikatur von Daumier (veröffentl. im »Charivari«, 21. November 1837; Paris, staatl. Apothekerstand, Sammlung Bourvet)



Ansicht von Meißen (Deutscher Stich, Anf., 19. Jh.; Paris, Nat. Bibl.)

Annäherung an jedes beliebige Thema, welches er aufgreift und zu welchem er sich äußert; zum zweiten erweisen die obigen Zitate, dass er am Beginn seiner ärztlichen Tätigkeit voll in der Tradition der von *Descartes* ausgelösten rationalen Denkschule verwurzelt ist, die sich ja vor allem in einer vorwiegend materialistisch-mechanistischen (und damit idealistischen) Sicht der Lebensvorgänge kundtat, und die aus ihrem Ansatz heraus zu einer rasanten Entwicklung der quantitativen Seite der physikalischen und chemischen Wissenschaften geführt hatte. Dieses Denken griff auch auf die biologischen und humanen Wissenschaften über und führte zu den Denkschulen der Iatrochemiker und Iatrophysiker. Doch schon in diesem frühen Stadium seines beruflichen Werdegangs sind ihm, trotz aller iatrophysischen und iatrochemischen Prägung der stark mechanistischen-rationalistischen Ausrichtung seines Denkens, die wesentlichen Grundvoraussetzungen eines vorurteilsfreien Denkens keineswegs fremd.

Schon in dieser Arbeit geht er aber genauso auch auf qualitative Überlegungen ein, wenn er z.B. davon spricht, dass ein cholischer Patient eine andere Diät brauche als ein phlegmatischer oder ein Patient mit „Mitteltemperatur“ oder „Aderlassen, Schröpfen, Schwitzen, Purgieren und Bleichmittel sind das Arkanum unsrer alltäglichen Ärzte und Wundärzte...wovon sie kaum ein Haar breit in der Ausübung abweichen, der Körper oder die Wunde mag beschaffen seyn wie sie will“ Für ihn hat der wahre Arzt „keinem System geschworen, verwirft nichts ununtersucht“ nimmt nichts aufs Wort für baar“ und „hat das Herz selbst zu denken und eigenhändig zu handeln“. Er selbst lasse sich von dem „Wohlseyn seiner Mitmenschen bestimmen, hasset Vorurtheile, (und sei) eifrig bestrebt, selbst zu denken und zu handeln.“

Keine Schuldogmen

Unermüdlich arbeitete *Hahnemann* weiter als Übersetzer, in Gommern vor allem an der Übersetzung der Werke des französi-

schen Chemikers *Demachy*, wobei eine weitere Besonderheit der Arbeitsweise *Hahnemanns* deutlich werden sollte. Die meisten seiner Übersetzungen versah *Hahnemann* nämlich mit einer Vielzahl von Bemerkungen, Anmerkungen, Stellungnahmen, die durchaus auch sehr kritisch sein konnten. Manche dieser Anmerkungen waren bis zu 26 Seiten lang, die Anmerkungen übertreffen bei diesen *Demachy*-Übersetzungen sogar die Länge des ursprünglichen Textes bei weitem. So ist es auch nicht unverständlich, dass *Hahnemann* sich in diesen Anmerkungen auch über seine Liebe zur Chemie äußerte: „...meine Lieblingswissenschaft“ und „die Versüßerin meines Lebens“. Er preist auch die Fähigkeit der Chemie, bei der Likörherstellung, bei der Essigerzeugung durch die in ihr ruhenden Möglichkeiten, bis zu einer mathematischen Gewissheit vorstoßen zu können. Die mathematisch-quantitative Sicht chemischer Vorgänge wurde erst viel später entwickelt! Doch merkt er auch hier wieder kritisch an, dass den bloßen Theoretiker der Künstler übertreffen kann »der durch geringe und wohlfeile Materialien große und nützliche Sachen liefert«. Nicht »Schuldogmen« sondern »Erfahrung und Orientierung an der Natur« sind entscheidend.

Frustriert und enttäuscht

Diese Liebe zur Chemie brachte ihn auch bald zur Gerichtsmedizin. So schreibt er in einer weiteren Arbeit „Über die Arsenikvergiftung, ihre Hülf und gerichtliche Ausmittlung“ seine Frustration über die damalig herrschende übliche Medizinpraxis nieder: „Eine Menge Ursachen, ich mag sie nicht herzsählen, haben seit einigen Jahrhunderten die Würde jener Gottnachahmenden Wissenschaft, der praktischen Heilkunde zur elenden Brodklauberei, zur Symptomenübertünchung, zum erniedrigenden Rezepthandel. Gott erbarme, heruntergetrieben zum Handwerk, das die Hippokrate unentdeckbar unter den Troß befranzter Arzneibuben mischt“.

In dieser Arbeit wird die ganze Erbitterung

Hahnemanns über den Zustand der praktischen Medizin seiner Zeit offensichtlich. In jener Zeit hatte er sich bereits abgestoßen von der gängigen medizinischen Praxis seiner Zeit und dem allgemeinen Unvermögen der offiziellen Medizin und ihrer Vertreter, weitgehend von der Ausübung seines Berufes zurückgezogen, obwohl dies eine schwere wirtschaftliche Belastung für ihn und seine immer zahlreicher werdenden Familie bedeuten musste. 1801 schreibt er (»Aeskulap auf der Wagschale«) retrospektiv über diese Zeit: „Nach Entdeckung der Schwäche und Missgriffe meiner Lehrer und meiner Bücher sank ich in einen Zustand trübsinniger Indignation, die mir das Studium der Arzneikunde beinahe völlig verleidet hätte. Ich war im Begriffe zu glauben, die ganze Kunst sey nichtig und zu einer Verbesserung unfähig. Ich überließ mich meinem einsamen Nachdenken und beschloß, meinen Überlegungen kein Ziel zu setzen, bis ich zum entscheidenden Schluß gelangt seyn würde“. In den nächsten Jahren sollte er seine Arbeitskraft vorwiegend auf seine Übersetzungstätigkeit und seine chemischen und anderen Studien konzentrieren.

Die gesunde Kohlenfeuerung?

Seine nächste Abhandlung befasste sich mit der Kohlenfeuerung, deren Propagierung ihm sehr am Herzen lag. Auf Grund der hohen Lebenserwartung von Steinkohlenarbeitern sei es „gewiß, daß der Staub dieses Minerals eher gesund als schädlich seyn muss“ Aus den Erfahrungen vieler Ärzte lasse sich die „bescheidene Folgerung ziehen“, „dass Steinkohlenfeuerung ansteckende Krankheiten verscheucht und Lungenerkrankungen verhindert und heilt“, und im »Bergöle« habe man „gerade die Heilkräfte gegen Krankheiten, die nach der gemeinen Meinung vom Steinkohlen, bzw. Steinöldampf erzeugt werden sollen gefunden“. Hier haben wir ein erstes, deutliches Aufleuchten jener Art von Grunderfahrung, die *Hahnemann* später zur Entdeckung der Homöopathie führen sollten. Noch aber scheint er nicht dafür reif gewesen zu sein.

In dieser Zeit bearbeitete und übersetzte *Hahnemann* neben anderen auch das Buch des Brüsseler Apothekers *van den Sande* über die Qualitätskontrolle der Arzneien (»La falsification des médicaments dévoilées«). In einer seiner Anmerkungen zu einem einige Jahre später (1790) übersetzten anderen Werk (»Cullens Materia Medica«) sagte er über dieses Werk: »Ich möchte fast sagen, mein Buch«. Eine andere Übersetzung betraf eine Dissertation über »Erkrankungen des Ureters« (aus dem Franz.), eine weitere die »Geschichte des Lebens von Abeilard und Heloise« (aus dem Engl.).

Ein weiter Horizont

Seinen zunehmenden geistes- und fachwissenschaftlichen Horizont beweist *Hahne-*

mann in einer Reihe weiterer Veröffentlichungen. Eine kurze Auflistung der Titel möge dies deutlich machen: er schreibt über das Abstillen, über Ödeme nach Scharlach; in *Crells* »Chemischen Annalen« erscheint seine Weinprobe; *Über die Schwierigkeiten der Minerallaugensalzzubereitung durch Pottasche und Kochsalz*; *Über den Einfluss einiger Luftarten auf die Gärung des Weines*; *Über die Weinprobe auf Eisen und Blei*, *Etwas über die Galle und Gallensteinen*; *Über ein ungewein kräftiges, die Fäulnis hemmendes Mittel*; *Missglückte Versuche bey einigen angegebenen neueren Entdeckungen*; *Entdeckung eines neuen Bestandtheils im Reißbley*; *Etwas über das Prinzipium adstringens der Pflanzen*.

Aus diesen nur einige wenige Zitate: „*Obgleich unsere Nachahmungen der allmählichen und feinen Fabrikationen der Natur nur in einigen wenigen Fällen Stümpereien bleiben werden und diese Wege z.T. also versagt sind, soll man doch aus der Arbeit der Natur die ihr eigenen Gesetze abstrahieren, nicht aber die Natur unseren Lehrsätzen anpassen oder etwa die Möglichkeit einer bestimmten Zersetzung sogar a-priori beweisen wollen. Da es scheint, daß man der Chemie mehr, als irgend einer anderen Wissenschaft, für die Menschheit wichtige Wahrheiten abzwängen könne, sollte jeder aufgeklärte Scheidekünstler mittelbare und unmittelbare Gemeinnützigkeit bey allen Arbeiten wählen*“. Er prüft die Angaben auch bedeutender Autoren im Experiment nach, findet sie manchmal auf einen »Fehl-schluss in der Theorie« oder auf einer »irrigen Theorie« beruhend. Andererseits fühlt er sich aber durchaus berechtigt, die Ergebnisse seiner »vielfältigen Proben« »für Axiome zu halten«.

Über Geschlechtskrankheiten

Noch in Dresden verfasst *Hahnemann* auch ein Buch über die Geschlechtskrankheiten, in dem er sowohl deren „gesunde Theorie und geläuterte Behandlung“, als auch ein neues, vortreffliches Arzneimittel darstellt, das »auflöslche Quecksilber«. Allerdings, so führt er aus „zerstört das Quecksilber nicht als Quecksilber, nicht ex opere operato“ das venerische Gift, etwa durch bloße Berührung, chemisch, sondern es gehört immer eine vorgängige Gegenwirkung der Kräfte der ganzen körperlichen Natur (Mercurialfieber)“, also eine „gewisse Vorarbeit der thierischen Natur auf das Metall“ dazu.“ Es komme daher auf die „angemessene Stärke und Vollkommenheit des Mercurfieb-ers“ an, welches sich manchmal auch durch kleinste Mengen erzielen lässt und dessen Gesetzmäßigkeit *Hahnemann* kühn zu einem Axiom erhebt. Im Übrigen bemüht er sich, angesichts des »Labyrinth von Meinungen« über die »Natur der Lustseuche« den »sicheren Weg des Zweifels« zu gehen. Längst war es *Hahnemann*, trotz vieler Vor-teile – wie z.B. eine große Bibliothek, in

der er viel Zeit verbrachte, bedeutende wissenschaftliche Freunde, Möglichkeiten weiterer Sprachstudien, Leitung aller Stadtspitäler durch ein ganzes Jahr –, die Dresden zu bieten hatte, in dieser Stadt zu eng geworden. Gleichzeitig war es für ihn schwer, das Geld für den Lebensunterhalt seiner inzwischen fünfköpfigen Familie zu verdienen. Obwohl er in diesen Jahren über 1.780 Seiten an Übersetzungen an seine Verleger abgeliefert hatte, – dies alles neben seinen eigenen Publikationen –, reichte es kaum für das Nötigste. So übersiedelte er in die größte Stadt Sachsens, nach Leipzig, wo die wissenschaftlichen Möglichkeiten ihm noch größer erschienen.

Cullen und Hahnemann

In dieser Zeit arbeitete er gerade an der Übersetzung eines weiteren großen und wichtigen Werkes, welches man als das „Schicksalswerk“ der Homöopathie bezeichnen könnte: *Cullens* *Materia Medica*, 2 Bände. *Cullen* war ein weltbekannter Fachmann und eine Autorität der *Materia Medica* seiner Epoche, ein erfahrener und populärer Lehrer, ein talentierter Chemiker aus Edinburgh. Seine Theorien über Krankheiten und Krankheitsentstehung sollten auch den deutschen Lesern zugänglich gemacht werden, denn seine *Materia Medica* galt als das Standardwerk schlechthin. Durch seine zahlreichen früheren einschlägigen Arbeiten hatte sich *Hahnemann* einen Ruf als besonders fähiger Übersetzer erworben, weswegen auch diese ihm anvertraut wurde. *Cullen* publizierte sein Werk erstmals 1773, eine weitere Ausgabe in zwei Bänden folgte 1789. *Hahnemann* nahm diese zweite Ausgabe als Basis seiner Übersetzung. Als diese dann 1790 in Leipzig erschien, umfassten sie 1.140 Seiten und enthielt, wie bei fast allen seinen Übersetzungen, zahlreiche Anmerkungen *Hahnemanns*. Unter diesen Anmerkungen finden sich auch *Hahnemanns* Überlegungen und Gedanken zur Behandlung der Syphilis und des Wechselfiebers.

Der Chinarinden-Versuch

Während er sich bei Syphilis besonders Gedanken zur Dosierung des vom Autor empfohlenen Quecksilbers machte und vermutete, dass vielleicht doch auch schon allerkleinste Dosen dieses gelösten Quecksilbers für die Heilung durchaus reichen könnten, reagierte er auf die Vermutung *Cullens*, dass die Wirkung der Chinarinde auf deren adstringierender Wirkung und auf ihrer besonderer Bitterkeit beruhen sollte, mit Kri-

tik und dem Bericht über einen eigenen Selbstversuch. *Cullen* widmete in seinem Buch der Chinarinde nicht weniger als zwanzig Seiten, beschrieb deren therapeutische Anwendung, schlug vor, diese auch als ein Präventivum einzusetzen und gab ganz genaue Anweisungen, wann und in welchem Stadium sie in welchen Dosen einzusetzen wäre. *Hahnemann* war zweifelsohne sehr beeindruckt von diesen Erklärungen, doch gab er zu bedenken, dass, „*wenn man die stärksten Bitterstoffe mit den starken Adstringentien kombinierte, man so zwar eine Mischung bekommen würde, welche selbst in sehr kleinen Dosen eine noch viel mehr adstringierende und bittere Eigenschaft besäße als unsere Rinde doch nie ein spezifisches Mittel gegen Fieber dabei heraus bekommen würde. Dies hätte der Autor bedenken müssen...*“ Substanzen, welche einen be-

„Man ahme die Natur nach, und wende in der zu heilenden Krankheit dasjenige Arzneimittel an, welches eine andre, möglichst ähnliche, künstliche Krankheit zu erregen im Stande ist.“

stimmten Typ von Fieber hervorzurufen vermögen, wie ein sehr starker Kaffee, Pfeffer, Aconit, Ignatiabohne, Arsenik, löschen diese Art von Fieber aus: „*Ich nahm des Versuchs halber etliche Tage zweimal täglich jedes Mal ein Quentchen gute China ein; die*

Füße, die Fingerspitzen u.s.w. wurden mir erst kalt, ich ward matt und schläfrig, dann fing mir das Herz an zu klopfen, mein Puls ward hart und geschwind, eine unleidliche Ängstlichkeit, ein Zittern (aber ohne Schauer), eine Abgeschlagenheit durch alle Glieder, dann Klopfen im Kopfe, Röthe der Wangen, Durst, kurz alle mir sonst beim Wechselfieber gewöhnlichen Symptomen erschienen nach einander, doch ohne eigentliche Fieberschauer. Mit kurzem, auch die mir bei Wechselfiebern gewöhnlichen besonders charakteristischen Symptome, die Stumpfheit der Sinne, die Art von Steifigkeit in allen Gelenken, besonders aber die taube widrige Empfindung, welche in dem Periostium über alle Knochen des ganzen Körpers ihren Sitz zu haben scheint – alle erschienen. Dieser Paroxysm dauerte zwei bis drei Stunden jedes Mal und erneuerte sich, wenn ich die Gabe wiederholte, sonst nicht. Ich hörte auf und war gesund.“

Diesmal war aber der Appell an den Verstand und für das Verständnis der Naturzusammenhänge für *Hahnemann* unüberhörbar geworden. Hatte er in dem Artikel über die Steinkohle den Hinweis auf Heilung über Ähnlichkeitsbeziehungen in Natur und Erkenntnis noch überhören können, so war es diesmal fast unmöglich. *Hahnemann* hatte ja eine extensive persönliche Erfahrung über das Wesen der Wechselfiebererkrankung. Selbst sein endgültiges Loswerden dieser früh erworbenen Gesundheitsstörungen war ja schon damals über China erfolgt. Er kannte daher sowohl die Wechselfiebererkrankung wie auch die Chinatherapie aus eigener Anschauung und Erfahrung. Die

Meinungen *Cullens* zu diesem Thema trafen daher bei *Hahnemann* nicht nur auf einen kritischen Übersetzer und Arzt, sondern auch auf jemanden, der das Wesen dieser Erkrankung sehr genau, quasi von innen her kannte, diese am eigenen Leibe verspürt und durchgemacht hatte.

Auf dem Weg...

Gleichzeitig hatte er sich auch bereits damals von allen gängigen medizinischen Vorstellungs- und Erkenntnismustern distanzieren gelernt, er war keiner medizinischen Schule und ihren Denkstrukturen mehr bleibend verpflichtet, dadurch offen und vorurteilsfrei. Seine intensive Übersetzungstätigkeit und seine großen Sprachkenntnisse hatten ihm die ganze damalige europäische Fachliteratur erschlossen, von den alten Griechen bis in seine Zeit, er kannte auch die für die medizinische Wissenschaft am meisten versprechenden neuen Ergebnisse in den anderen Einzelwissenschaften, besonders der Chemie, Pharmazie, Botanik, Zoologie. Dazu kam noch seine umfassende klassische Ausbildung, er hatte die beiden wichtigsten Philosophen im Original gelesen, er kannte die Dialektik eines *Platon* wie auch die logischen und metaphysischen Schriften eines *Aristoteles* und war damit auch mit den Möglichkeiten analog, d.h. finalen Denkens vertraut. Durch seinen Selbstversuch hatte er, sicher vorerst unbewusst, die Lücke zwischen einer theoretischen Behauptung über das Wesen einer Arzneiwirkung (es könnte die Wirkung x des Arzneimittels auf diese oder jene Eigenschaft zurückgeführt werden) und einer Erfahrung von Arzneiwirkung



Die Piton Chinarinde (aus *Med. Flora der Antillen*; Paris, Bibl. d. Alten Med., Fak.)

aus der Sicht des betroffenen Lebewesens selbst (nur der Mensch als ein geistiges Wesen ist im Stande, über eine Arzneiwirkung an sich selbst umfassend Auskunft zu geben), geschlossen. Seine kritische Einstellung hatte ihn zu einer Handlung getrieben, die sich als ein neuer Weg zu Erkenntnissen vor ihm auftat.

Er hatte einerseits auch ausgedehnte praktische Erfahrung in der Behandlung verschiedenster Leiden, war aber auch gleichzeitig in der Lage und Willens, nicht nur die Anderen, sondern auch sich selbst und seine eigene Arbeit kritisch zu beurteilen. All dies waren unabdingbare Voraussetzungen, um den noch vor ihm liegenden Weg gehen zu können. Dazu kamen auch seine intakte Familie, seine starke Frau, die ihren Mann durch alle Schwierigkeiten begleiten konnte und wollte, und ein tiefer, wenn auch nicht streng konfessioneller, Glaube, der ihn nie an der Güte Gottes zweifeln ließ.

Aus vielen späteren Zeugnissen *Hahnemanns* wissen wir, was er in den nächsten Jahren alles zu erforschen trachtete. Obwohl er seine Übersetzungstätigkeit im vollen Umfang aufrechterhielt und auch halten musste (er war oft die einzige Verdienstquelle) – *Hahnemann* veröffentlichte 1790 bis 1792 folgende Übersetzungen: nach *Cullen's* *Materia Medica*: *Fabbroni's* Kunst nach vernünftigen Grundsätzen Wein zu verfertigen; *Ryan's* Untersuchung der Natur und Kur der Lungenschwindsucht; *Young's* *Annalen* des Ackerbaus und anderer nützlicher Künste; *Grigg's* Vorsichtsregeln für das weibliche Geschlecht besonders in der Schwangerschaft und dem Kindbette; *Monro's* Chemisch pharmazeutische Arzneimittellehre; *Metherie's* Über die reine Luft und verwandte Luftarten und Stoffe; *Rigby's* Chemische Bemerkungen über den Zucker; – begann *Hahnemann* die mit Chinarinde im Selbstversuch gemachte Erfahrung im Hinblick auf allgemeine Gültigkeit des dabei Beobachteten in vielen ähnlich gelagerten Versuchen zu überprüfen.

Welche Heilkräfte?

1796 veröffentlichte er dann diese seine ersten Erfahrungen in einem Aufsatz, den er in *Hufelands Journal* veröffentlichte. Der Titel: „Versuch über ein neues Prinzip zur Auffindung der Heilkräfte der Arzneisubstanzen, nebst einigen Blicken auf die bisherigen“. In diesem Aufsatz beginnt er mit einem Blick auf die bisherigen Bemühungen und schreibt: „Zu Anfang dieses Jahrhunderts tat man, vorzüglich die Akademie der Wis-

senschaften von Paris, der Scheidekunst die unverdiente Ehre an, sie als die Entdeckerin der Heilkräfte der Arzneien, vorzüglich der Pflanzen, in Versuchung zu führen. Man verwendete große Summen über diese Pflanzenzerstörung, ehe man einsah, daß man auf diesem Wege keine wesentlichen Bestandtheile der Vegetabilien ziehen, am wenigsten aber aus diesen Feuerproben auf die Heilkräfte der Pflanzen schließen könnte. Diese, fast ein halbes Jahrhundert hindurch mit verschiedenen Abwechslungen getriebene Thorheit machte allmählich auf die, über die chemische Kunst und ihre Grenzen indes erhellteren Augen der neuen Ärzte einen widrigen Eindruck, daß sie zu der gegenseitigen Behauptung fast mit einer Stimme übergingen und der Chemie allen Werth bei Entdeckung der Heilkräfte der Arzneien, und der Auffindung von Hilfsmitteln gegen Beschwerden absprachen. Hierin gingen sie aber zu weit...“ Im Weiteren versucht *Hahnemann*

... das die Hippokrate
unentdeckbar unter den Troß
befranzter
Arzneibuben mischt“

allen bisherigen Bemühungen der medizinischen Wissenschaften gerecht zu werden, aber er muss dabei feststellen, dass die größten Erfolge in dieser Hinsicht dem Zufall, dem glücklichen Umstände, den zufälligen Beobachtungen, einem Missbrauch oder einem Ungeschick zu verdanken waren. Er spricht über Tierversuche, dem Einspritzen in Adern, dem Einflößen durch den Mund. Aber die Ergebnisse sind unsicher, für den Menschen nicht direkt relevant und brauchbar. Der Versuch, über den Geruch, über die Farben, über das Empfinden bei Berührung, über den Geschmack dem Problem nahe zu kommen, führte bisher nicht sehr weit; denn sie gäben uns alle keine sichere Erkenntnis der echten Arzneikraft. Versuche über botanische, zoologische Verwandtschaften einen sicheren Rückschluss auf die Ähnlichkeit der Wirkungen zu bekommen, sind ebenso vergeblich und unsicher. *Hahnemann* führte hier auch zahlreiche konkrete Beispiele an, die sein enormes Wissen über alles, was zur damaligen Zeit darüber gewusst werden konnte, verraten. Aber auch hier zeigt sich wieder die Besonnenheit *Hahnemanns*. So schreibt er, nachdem er in zahlreichen Beispielen gezeigt hatte, wie wenig man mit dem bisher geübten a-priorischen Weg über die arzneilichen Eigenschaften einer bestimmten Pflanze etwas aussagen konnte, dass dies auch dann z.B. für die arzneilichen Eigenschaften einer Pflanze einer bestimmten Pflanzenfamilie gilt, von der man vielleicht die arzneilichen Eigenschaften einiger oder aller anderer Mitglieder dieser Familie bereits kennt und dennoch nicht in der Lage ist, die Eigenschaften dieser bestimmten Pflanze auf theoretischem Wege zweifelsfrei anzugeben. Man könne zwar

vieles vermuten, aber vermuten ist nicht wissen. Er gibt dabei zu bedenken, dass ja bei bestimmten Pflanzen die Blätter, die Blüten, die Wurzeln, der Stamm unterschiedliches arzneiliches Vermögen aufweisen können, um viel mehr, wenn es sich um ein anderes Mitglied dieser Pflanzenfamilie handelt. Pflanzen haben an verschiedenen Standorten, zu bestimmten Jahreszeiten unterschiedliche Eigenschaften, die man alle a-priori nicht mit Sicherheit vorhersehen und postulieren kann.

Doch schreibt er unmittelbar nachher auch: „Ich bin weit entfernt, zu verkennen, wie viele wichtige Winke gleichwohl das natürliche System dem philosophischen Arzneimittellehrer geben kann, und der den Beruf fühlt, neue Arzneimittel aufzufinden; aber diese Winke helfen doch nur entweder schon bekannte Tatsachen bestätigen und kommentieren, oder sie vereinigen sich bei noch un-

tersuchten Pflanzen, erst zu hypothetischen Mutmaßungen, denen noch viel an einer der Zuverlässigkeit sich nähernden Wahrscheinlichkeit abgeht.“ Ähnliches gilt auch für die Signaturrenlehre, die ebenfalls ein Hinweis, aber niemals ein Beweis für eine bestimmte Eigenschaft sein kann. „Ich bin gar nicht willens, diesem Entdeckungswege der Arzneikräfte seinen hohen Wert abzusprechen; die Sache redet für sich selbst. Aber für uns gibt es dabei nichts zu tun; Zufall schließt allen Vorsatz, alle Selbsttätigkeit aus. Traurig ist der Gedanke, auf die Diskretion des Ungefährs, die immer eine Menge gefährdeter Menschenleben voraussetzt die edelste, unentbehrlichste Kunst gebaut zu sehen.“ Hahnemann geht auf diese Problematik noch viel weiter ein und zeigt uns dabei, dass er seinen Aristoteles nicht nur gelesen, sondern auch verstanden hat. Er unterscheidet klar zwischen Meinung und Wahrheit, zwischen

zufällig und notwendig, zwischen rationalen Urteilen (richtig oder falsch) und existenziellen Urteilen (wahr oder unwahr). Er ist sich des entscheidenden Wertes der gesunden Sinneserfahrung voll bewusst, kennt die Möglichkeiten von Täuschungen, kennt aber auch die Kriterien der Wahrheitsfindung. Er hat mit einem Wort jenen untrüglichen Kompass in der Hand, der ihn durch alle Schwierigkeiten seines Weges sicher zu führen vermag.

Die drei Wege der Arzneikunde
So kommt Hahnemann nach seinen verschiedenen Überlegungen zu folgenden ersten Schlüssen. Vorerst macht er sich Gedanken zu den möglichen Wegen einer praktischen Arzneikunde. Aber lassen wir ihn wieder selbst zu Wort kommen „Wenn ich mich nicht irre, so hat die praktische gewöhnlich drei Wege eingeschlagen, um den Beschwerden des menschlichen Körpers Heilmittel anzupassen. Der erste Weg, die Grundursachen der Übel hinwegzunehmen oder zu zerstören, war der erhabenste, den sie betreten konnte. Alles Dichten und Trachten der besten Ärzte in allen Jahrhunderten ging auf diesen, der Würde der Kunst angemessensten Zweck. Es blieb aber immer, um mich eines spagyrischen Ausdrucks zu bedienen, bei Partikularen...“

„Auf dem zweiten Wege suchten sie die vorhandenen Symptome durch Arzneien zu unterdrücken, die eine gegenseitige Veränderung hervorbringen, z. B. Verstopfung des Leibes durch Abführmittel – entzündetes Blut durch Aderlässe, Kälte und Salpeter – Säure im Magen durch Alkalien- Schmerzen durch Mohnsaft.“ In akuten Krankheiten mögen diese Arzneianwendungen richtig sein, wenn man z. B. den Stein der Weisen im ersteren Sinne noch nicht gefunden hat „oder solange wir noch kein schnell wirkendes Spezifikum haben“

(was ja durch die weitere Entwicklung der Homöopathie ermöglicht wurde). Aber bei den länger dauernden Krankheitszuständen lehnte sie Hahnemann bereits damals entschieden ab und schreibt: „Auch wenn der größere Theil meiner ärztlichen Zeitgenossen noch dieser Methode anhängen; ich fürchte mich doch nicht, sie palliativ, schädlich, verderblich zu nennen. Ich bitte meine Mitbrüder, diesen Weg (contraria contrarius) bei chronischen, auch schon bei den eben ins Chronische ausartenden acuten Erkrankungen zu verlassen; er ist der unrichtige, ein Holzweg im dunklen Haine, der sich in Abgründen verliert...“

Doch Hahnemann weist noch auf eine dritte Möglichkeit hin.

„Die besseren, einsichtsvollen und gewissenhafteren Ärzte haben in chronischen und ins chronische ausartenden acuten Krankheiten von Zeit zu Zeit (auf einem dritten Wege) nach Mitteln gegriffen, die nicht die Symptome vermänteln sollten, sondern die das Übel aus dem Grunde hüben, mit einem Worte, nach spezifischen Mitteln; das menschenwerteste, löblichste Beginnen, was sich nur denken lässt“. Aber wie diese Mittel finden, wie

Das Apothekerlexikon

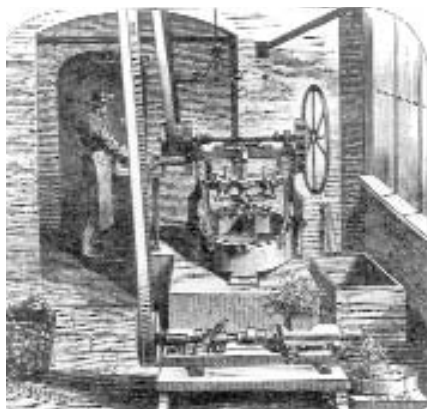
Das für den Apotheker wichtigste und umfassendste Werk Samuel Hahnemanns ist sicherlich sein »Apothekerlexikon«.

Dieses Apothekerlexikon besteht aus vier in zwei Bänden zusammengefassten Büchern mit insgesamt 1.062 Seiten und mehreren Abbildungen. Erschienen ist das Lexikon 1793 und 1799 in Leipzig. Inhaltlich wurden nicht nur die neuesten botanischen, chemischen und pharmazeutischen Erkenntnisse und dazu gehörende technische Geräte aufgenommen, sondern auch zurückliegende und schon längst obsolete Begriffe und Namen der Materia medica, um die in alten Schriften erwähnten Arzneikörper hinsichtlich ihrer Bezeichnung und Verwendung ordnen zu können.

Es ist sehr bemerkenswert, was Hahnemann in der Vorerinnerung (Einleitung) seines Lexikons über den Apotheker schreibt. „Die hohe Würde eines guten Apothekers, aus dessen unbestechlich gewissenhaften Händen Leben und Gesundheit in lauterer Quelle fließt, und unter dessen wachsamer Kenntniß die ächtigen Werkzeuge erschaffen werden, womit wir die zerrütete Maschine des menschlichen Körpers zu bessern und in ihren ursprünglichen harmonischen Gang wieder zu bringen suchen, wird sich nie mit der Niederträchtigkeit einer vernunftlosen Quacksalberei besudeln...“. Sehr interessant sind auch die Artikel des Lexikons »Apotheke«, »Laboratorium« und »Rezept«. Da heißt es „Apotheke. Diese Werkstatt der Gesundheit besteht aus mehreren Theilen...“. Hahnemann beschreibt diese genau und zwar so, wie sie sein sollten, benennt und beschreibt aber auch die notwendigen Geräte, das Apothekengewicht und Apothekerzeichen, die ja teilweise den alchemistischen entsprachen. Über das Laboratorium schreibt Hahnemann „Laboratorium, die Werkstatt zur Bereitung der Arzneien, soll in der Nähe der (Apotheken-)Offizin hell, geräumlich, womöglichst mit lebendigem Wasser versehen sein, der Fußboden mit steinernen Blatten belegt, die Wände feuerfest und von Stein...“. Sehr ausführlich beschreibt Hahnemann die verschiedenen Öfen, die zur Bereitung von Arzneien und zum chemischen Arbeiten notwendig sind, und fügt dem entsprechenden Lexikon-Artikel zum besseren Verständnis zwei ganzseitige Abbildungen bei. Im Artikel »Rezept« heißt es: „Rezept ist die Vorschrift zur Abtheilung und Zusammensetzung einer Arznei. Da sie in lateinischer Sprache geschrieben zu werden pflegen, so ist es eine unerlässige Bedingung, bei Annahme eines Lehrlings, dass er diese Sprache mehr als oberflächlich innehat...“.

Das Apothekerlexikon zeigt sehr deutlich, wie sehr Samuel Hahnemann mit der Pharmazie und auch mit den praktischen Tätigkeiten in einer Apotheke verbunden war, es zeigt aber auch seinen Zweifel an dem Nutzen vieler von den Ärzten verordneten Heilmittel.

Prof. Mag. pharm. Dr. Otto Nowotny



Herstellung homöopath. Medikamente (aus R. Haehl: Samuel Hahnemann his life and work, Ende 19. Jh.; Paris, Bibl. d. KH St. Jacques)

Folgende Arzneien werden bereits erwähnt:

Chamomilla, Arnica, Millefolium, Valeriana, Conium, Aethusa cynapium, Cicuta virosa, Cocculus, Paris quadrifolia, Coffea, Dulcamara, Solanum nigrum, Belladonna, Hyoscyamus niger, Stramonium, Tabacum, Nux vomica, Ignatia, Digitalis purpurea, Viola tricolor, Ipecacuanha, Nerium oleander, Uva ursi, Rhododendron, Ledum palustre, Opium (Papaver somniferum), Mercurius solubilis, Arsenicum album, Taxus baccata, Aconitum napellus, Helleborus niger, Pulsatilla, Geum urbanum, Laurocerasus, Prunus padus, Drosera, Rhus radicans, Camphora, Aesculus hippocastanum, Cocculus, Ulmus campestris, Cannabis sativa, Crocus sativus, Lolium temulentum, Scilla maritima, Veratrum album, Agaricus muscaria, Nux moschata, u. a.



sollte man schon vorher wissen, welche Mittel bei welchen Erkrankungen, bei welchen Patienten, bei welchen äußeren Umständen in Frage kommen? „Die Wirkung der Heilmittel zu erforschen, um sie den Körperbeschwerden anzupassen, sollte man so wenig wie möglich sich auf den Zufall verlassen, sondern so rationell und geflissentlich zu Werke gehen, als nur möglich“. „Es bleibt uns nichts übrig, als die zu erforschenden Arzneien am menschlichen Körper selbst zu versuchen“

„Der wahre Arzt, den die Vervollkommnung seiner Kunst am Herzen liegt, kann keine andern Nachrichten von Arzneien brauchen, als:

Erstens: welche reine Wirkung bringt eine jede vor sich in dem menschlichen Körper hervor?

Zweitens: was lehren die Beobachtungen ihrer Wirkung in dieser oder jener, einfachen oder verwickelten Krankheit?

So kann *Hahnemann* folgende Feststellungen treffen: „Jede wirksame Arznei erregt im menschlichen Körper eine Art von eigener Krankheit, eine desto eigentümlichere, ausgezeichnetere und heftigere Krankheit, je wirksamer die Arznei ist“, „Man ahme die Natur nach, welche zuweilen eine chronische Krankheit durch eine andre hinzukommende heilt, und wende in der zu heilenden (vorzüglich chronischen) Krankheit dasjenige Arzneimittel an, welches eine andre, möglichst ähnliche, künstliche Krankheit zu erregen im Stande ist, und jene wird geheilt werden, *Similia similibus*.“

Nachdem *Hahnemann* diese Feststellungen noch weiter präzisiert und ausgeführt hat, kommt er am Ende seiner theoretischen

Ausführungen nochmals kurz auf seine Anmerkung in der *Cullen*-Übersetzung zurück: „Ich habe in meinen Zusätzen zu *Cullen's Arzneimittellehre* schon angemerkt, daß die Fiebrinde in großen Gaben bei empfindlichen Personen einen wahren Fieberanfall erregt, der dem eines Wechselfiebers sehr ähnlich sey und deshalb wahrscheinlich letzteres überstimme und so heile. Jetzt setze ich nach reiferer Erfahrung hinzu, nicht nur wahrscheinlich, sondern ganz gewiss.“

Nachvollziehbar und konsequent

Hier können wir nun unschwer erkennen, mit welcher Zurückhaltung und Vorsicht *Hahnemann* uns seine neue Entdeckung präsentiert. Hier ist nichts sensationell, marktschreierisch. Er versucht hier seine Leser behutsam in die Problematik einzuführen, zeigt jeden Schritt seiner Erfahrungen und Überlegungen, will nur durch Fakten überzeugen und bringt die ganze Problematik auf den Punkt, ohne wie ein „deus ex machina“ sein Publikum durch unerwartete Entwicklungen und Problemlösungen zu verblüffen und zu überfahren. Jeder kann Anteil haben an der Entwicklung seiner Erfahrungen, Gedanken, Einsichten, praktischen Problemlösungen. Er ist nicht fanatisch sondern logisch stringent und konsequent. So gibt er uns auch unmittelbar Einblick in das bisher von ihm Geleistete, er berichtet von seinen ersten praktischen Erfahrungen mit diesem neuen Therapieansatz.

Es ist wirklich erstaunlich, was *Hahnemann* in diesen Jahren alles geleistet hatte. Seine wirtschaftliche Lage war denkbar schlecht; er lebte mit seiner ganzen Familie in einem kleinen Raum. In einer Ecke dieses

Raumes, durch einen Vorhang von den anderen abgetrennt, unter jeder Form von Entmutigung und mit einer ständig hungrigen Familie, die es durch ständige mühselige Arbeit zu erhalten galt, ging er seinen wissenschaftlichen Studien nach. Während er sich tagsüber seinen Forschungen und Untersuchungen verschiedenster Art widmete, arbeitete er nachts, um für seine Familie das Brot zu verdienen oder seiner Frau die Wäsche zu waschen. Als ihn einmal ein Freund fragte, warum er denn rauhe, antwortete er: „Ach das ist eine Angewohnheit, die ich mir angewöhnt habe, als ich jeden zweiten Tag die ganze Nacht aufbleiben musste, um Brot für meine Kinder herbeizuschaffen, während ich am Tage forschte und studierte.“ Im Jahre 1791 wurde *Hahnemann* Mitglied von zwei wissenschaftlichen Gesellschaften (von Leipzig und Mainz), seine wirtschaftliche Lage blieb aber gleich schlecht, so dass er sich gezwungen sah, nach Stötteritz zu gehen. Er trug die Kleidung der Armen, Holzspanntoffeln, half seiner Frau in der Hausarbeit, knetete den Brotteig, wusch die Kleider der Familie mit rohen Kartoffeln, weil sie sich keine Seife leisten konnten.

Lesen Sie im 2. Teil dieses Beitrags in ÖAZ Nr. 8 über die Entstehung des »Organon der Rationellen Heilkunde« und dessen Weiterentwicklung, des »Organon der Heilkunst«.

Anschrift des Autors:

Dr. Gerhard Resch, FA für Innere Medizin,
1070 Wien, Mariahilfer Straße 74b